

Von der flandrischen Front.

Der Kriegsreporter des „Allgemeinen Handelsblatt“ sendet seinem Blatte einige anschauliche Schilderungen des flandrischen Kampfgebietes, denen wir einige entnehmen.

In den belgischen Laufgräben bei Dismuiden.

Gewisse Zeit war Ruhe bei Dismuiden; die Angriffe waren selten geworden und so erarbeitete ich, daß mein Besuch in den Schützengräben nicht sonderlich gefährlich werde. Des Nachmittags machte ich mich mit meinem Auto auf, das mich in Inapp einer Stunde bis auf zwei Kilometer Abstand von der Front brachte. Es war noch etwas zu hell, um schon in die dunklen Höhlen hineinzutreten, weshalb ich mit meinem Führer — ohne den man hier nirgends durchgelassen wird — noch einen kleinen Rundblick unternahm. Ich hatte also noch genügend Zeit, um mir ein Bild, wie ich es trotzdem noch nicht gesehen habe, so einzuprägen, daß ich es nie mehr vergessen werde.

Mundum nichts als Ruinen und Trümmerhaufen. Ruinen, so weit man sieht, längs den Feldern und im Wasser. Jemandem erinnert ein einzelnes Haus daran, daß früher an dieser Stelle einmal ein Dorf gewesen ist. Hier und da Ruine oder sonst ein Zeichen früherer glücklicher Tage: Teile vom Hausrat, die aus den Trümmern hervorstechen, ja selbst eine Biere, die über einem Steinhaufen heraustragt. Freilich eine eiserne, denn sonst sollte sie wohl den Soldaten zur Verschönerung ihrer Laufgräben gedient haben.

Doch ich sah auch anderes. So vor allem, wie die Belgier ihre Zeit benutzten, um ihre Stellungen besser auszubauen, nicht allein, um den Verteidigungswert zu erhöhen, sondern um sie andererseits zu Ausfallspitzen zu machen. Lediglich ist in allen Stellungen an der Front sehr auffällig, wie schnell man die Erfahrungen der Wasserbaukunde nützlich verwendet hat.

Die Belgier haben längs des Kanals und der Eisenbahnlinie nun Stellungen bezogen, die ihnen gestatteten, schwere Artillerie anzubringen. Das scheint insofern von Vorteil zu sein, als sie dadurch in der Lage sind, das Gelände besser zu beherrschen. Ueberhaupt habe ich hier den Eindruck bekommen, daß eine gut vorbereitete und verteidigte Wasserlinie ein besseres Widerstandsmittel sein kann, als ein Fort. Ueber der Erde gebaute Forts, sagte mir ein Genieoffizier, sind das sichtbarste Schicksal für den Feind, während gut angelegte Erdwerke sicherere und billigere Verteidigungsmittel sind, als mit Zement und Stahl gedeckte Fortbefestigungen.

Nachdem ich einige Zeit mit Beobachtungen und Unterhaltungen zugebracht hatte, geleitete mich mein Führer nach den Laufgräben. Zuerst wurde ich in die Abteilung geführt, wo der Wachtkommandant sich mit seinem kleinen Stab häuslich eingerichtet hat. Die Erdwände waren mit eisernen Platten verkleidet und, um den Raum etwas wohnlicher zu machen, hatte man sie mit allerlei Bildern und Illustrationen tapeziert.

Ich hatte unterdessen den Tee fertig, der nun in allerlei Gefäßen zum Ausschank gebracht wurde. Der draußen entbehrtlich war, kam herein, den anderen wurde ihr Teil hinausgebracht.

Nun kam ein geistliches Besonnenen und Plaudern. Wir waren jetzt ein Duzend zusammen und die Hälfte wohl ältere Leute, d. h. solche, die den Krieg von Anfang an mitgemacht hatten. Sie hatten alle viel durchgemacht gehabt. Einer davon war in den Kämpfen bei Yutich beteiligt gewesen und erzählte, wie sehr man darauf vertraute, die Festung gegen den Ansturm der Deutschen halten zu können. Um so größer war nachher die Enttäuschung, als die schmerzlichen deutschen Gesänge ein Fort nach dem anderen zusammenstießen, und man fing damals schon an, die Annehmbarkeit Antwerpens zu bezweifeln. Was konnte man da tun? Es kamen dann noch die Gerüchte über Biise und man wurde furchtbar irritiert gegen die Deutschen. Auch die französische Hilfe blieb aus, man war auf sich allein angewiesen, die Truppen zogen sich teils — nachdem fast alle Forts in Trümmerhaufen verwandelt waren — in aller Eile zurück, flüchteten oder suchten auf Umwegen nach Antwerpen zu entkommen. Eine heillose Verzweiflung war entstanden, und, da die Deutschen plötzlich von allen Seiten so zahlreich eindrangen, entstand sogar das Gerücht, sie seien durch holländisches Gebiet hereingebrochen, was sich freilich später als ein Irrtum herausstellte.

So verging die Nacht unter Gepolde, abwechselnd Ernst und Scherz, wie im tiefsten Frieden, und an den Krieg wurden wir erst

wieder erinnert, als früh vor Tag die schweren Haubizen der Deutschen ihren Morgengruß herüberschickten, und da war auch für uns der Zeitpunkt gekommen, möglichst außer Schußweite, wieder hinter die Front zurückzuwandern. . . .

Nieuwport.

Eine Wanderung durch das verwüstete Nieuwport darf man sich nicht als einen Spaziergang vorstellen. Die Stadt ist fast nur noch ein Schutthaufen, und die in Trümmer geschossenen Häuser gewähren einen trostlosen Anblick. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere haben den Ort verlassen. Dann und wann sieht man einen Einwohner, der sich umsieht, ob nichts mehr aus den Trümmern zu retten ist, aber meist mit leeren Händen wieder abzieht.

Als ich die Ruinenstadt betrat, war alles friedlich, und selbst die Militärposten entledigten sich ruhig ihrer Pflichten. Nur in der Ferne, bei Lombartghede und Othende, spielten die Kanonen ihre gewohnten Kriegstöne. Ich hatte eigentlich vermutet, daß an diesem Teil der Front heute Ruhe herrschen würde, aber schon nach einigen Stunden wurde ich eines anderen belehrt. Ich sah plötzlich einige Punkte in der Luft und bald darauf konnte ich feststellen, daß ein deutliches Aufgeschwader im Anflug war. Sie hatten scheinbar den Auftrag, die Stellung der französischen Batterien in den Dünen, die seit einigen Tagen die der Deutschen betreffen, zu erkunden.

Doch war das nicht das einzige, was sich ereignete. Ich vernahm nämlich, daß in der Nähe von Lombartghede eine Expedition in Vorbereitung war, weshalb ich mich noch dort auf den Weg machte. Ich traf gerade ein Auto, mit Minierern besetzt, die zum bereit waren, mir auf dem überwundenen Wege einen Platz zu schaffen. Im Ziel angelangt, empfing uns eine Patrouille, die die Minierer an die Stelle ihrer Tätigkeit führen sollte. Diese Stelle war ein Laufgraben, der bei einem eventuellen Fortschritt hundertfach hätte werden können. Bereits auf kurzen Abstand gewahrt die Gegner einander. Die Bundesgenossen hatten jedoch den Vorteil, daß ihr Angriff durch ihre Geschütze besser unterstützt werden konnte. Nach einem kurzen Schnellfeuer zogen sich denn auch die Deutschen zurück, sie räumten den vordersten Laufgraben und ließen wohl ein Schnellfeuergeschütz, aber keinen Mann als Gefangenen zurück.

Schweres Geschütz und Minen.

Mit Ausnahme des Dünengebietes sind zurzeit überall an der Front vordringende Aktionen im Gange. Hier rund um Dismuiden liegen die Belgier, die in letzter Zeit französische und englische Verstärkungen erhalten haben, was wohl auf neue Aktionen schließen läßt.

Eine große Anzahl Schwererwundeter wurde heute heringebacht, die dem Minenkrieg, der hier noch immer die vorwiegende Kampfmethode ist, zum Opfer gefallen waren. Ein großer Teil der Soldaten findet denn auch in diesem Minenkrieg Verwendung, der die merkwürdigsten Vorgehenheiten zeitigt. So berichtete mir ein Genieoffizier das Folgende: Wir waren eines Nachts damit beschäftigt, eine Mine anzulegen, die gegen die Schanzen der Deutschen ausliefe. Eben wollten wir die Kunde zur Entzündung bringen, als wir entdeckt wurden. Von allen Seiten angegriffen, konnten wir uns nicht mehr wehren. Drei meiner Kameraden wurden gefangen genommen. Ich selbst war in die äußerste Ecke des Laufgrabens geflohen, wo ich mich mühsam still verhielt. Da ich außerdem die neue graue Uniform trug, wurde ich nicht entdeckt und konnte so die nächste Gelegenheit zum Entweichen abwarten, die sich nach einer Stunde einstellte, als die unseren, durch die ausbleibende Explosion aufgeklärt, ein heftiges Gewehrfeuer unternahm. Zwei Nächte später haben wir dann die Stellung mit dem Bajonet erkämpft.

Eine Frühlingssfahrt längs der Front.

Heute erhielt ich die Aufforderung, an einer Fahrt längs der flandrischen Front teilzunehmen. Wir kamen des Morgens im Hauptquartier zusammen und fuhren mit einem Militärauto nach Nieuwport, aber nicht in die Stadt selbst, da die deutschen Geschütze noch wie vor diese Stellungen betreffen können, was also leicht hätte gefährlich werden können. Wir machten einen weiten Bogen und fuhren längs IJedebaltes nach Corbais. Von dort aus konnten wir feststellen, daß die Trümmerhaufen von Nieuwport durch die Arbeit der deutschen Geschütze um einige vermehrt waren. Doch die Teile um die Schanzen sind noch wenig beschädigt. Längs des Weges gegen IJedebaltes sind zahlreiche Spuren der Verwüstung zu sehen. Besonders gegen Lombartghede, das wir auf einem neu angelegten Verbindungsweg berührten, waren die Zeichen heftiger

Kämpfe deutlich sichtbar: Mauern und Soldaten, die damit beschäftigt waren, die Gefallenen zu beerdigen. In breite, tiefe Gruben wurden die Toten, die nicht mehr zu erkennen waren, hinabgeschoben. Ueber jede Lage Leichen wird eine Menge ungeklärter Kait gestreut. So sah ich Gruben, in denen 20—30 Leichen lagen. Alle Gegenstände von Wert, die zur Aufräumung der Person des Gefallenen beitragen konnten, wurden abgenommen und aufbewahrt. Erschütternd war es zu sehen, wie die vielen jungen und älteren Männer nebeneinander lagen. Erschütternd angefaßt der prächtigen Frühlingssonne, die ihre wohlthuenden, erwärmenden Strahlen auf uns alle herabsandte. Auf alle Gräber wird ein Kreuz gesetzt, auf die der erkrankten Leichen außerdem ein Schild mit der Wassernummer des Gefallenen. Obwohl die meisten von uns bereits an mancherlei gewöhnt waren, perkten doch manchem die Tränen aus den Augen, als wir diese Stätte verließen.

Ich sah ungefähr zehn solcher Gruben, die mindestens 250 bis 300 Tote aufgenommen hatten. Wenn man bedenkt, daß an allen Punkten der Front die Verluste der letzten Treffen nicht geringer waren, dann ist es klar, daß die Zahl der Toten erschreckend sein muß. . . .

Nachdem wir uns einigermaßen von unserem Schrecken erholt hatten, begaben wir uns weiter nach Wulpen zu. Hier war im Gegensatz zu anderen Orten alles noch beim Alten. Dieser Ort, der am Kanal Nieuwport-Beurne liegt, ist noch stets das Zentrum der flandrischen Militärangelegenheiten und jener Punkt, den fast alle Truppentransporte passieren müssen. Das keine Dörferchen, das elektrisches Licht und Telefonanschlüsse hat, ist ganz als Stagnation eingerichtet. Die große Fabrik, die links vom Kanal steht, ist noch immer dabei, Zucker zu produzieren, der als Rohprodukt in großen Mengen herangeführt wird. Und es mußt seltsam an, diesen friedlichen Betrieb mitten im Getriebe des Weltkrieges zu sehen. . . .

L. Z.

Im bombardierten Reims.

In einem Reisebericht, den Maurice Soulié im „Figaro“ veröffentlicht, heißt es:

Ein kleiner Zug ist das einzige Verkehrsmittel mit Reims geblieben: die Maschine steilt unter Dampf. Ein hübscher, sonniger Vorfrühlingsmorgen. Die Reisenden nehmen ihre Plätze ein, während die Bahnbeamten mit Lebensmitteln gefüllte Kisten und Ballen verladen. Man könnte glauben, daß hier Dorfbenoher zu einem Jahrmakel in der Nachstadt seien, wenn uns nicht der Kanonen Donner, der in regelmäßigen Intervallen die Luft erschüttert, daran erinnerte, daß wir nach einer vom Feinde beschossenen Stadt fahren. Die Gendarmen stellen fest, daß unsere vom Bahnhofsommissionär aufgestellten Bänke in Ordnung sind, und wir helfen uns auf die Plattform des Zuges. Durch die schöne, von Furchen durchzogene Landschaft fährt der Zug ohne besondere Eile, kreuzt von Zeit zu Zeit Militärzüge und fährt durch Ortschaften, die mit Truppen besetzt sind. An einer Wegbiegung eröffnet sich plötzlich ein Ausblick auf Reims. Aus einer Ebene erheben sich die beiden Türme der Kathedrale, die, aus dieser Entfernung gesehen, unverfehrt zu sein scheinen. Am Fuße der Kathedrale eine Anzahl kleiner Häuser. Dahinter eine bewaldete Hügelkette: die Höhen von Brimont, Veru und Regent-Abesse, wo die Deutschen liegen. . . .

Wagen erwarten uns. Hier beginnt die gefährliche Zone. Die Wagen müssen in Abständen fahren, damit der Feind, der sich auf den Anhöhen festgesetzt hat, sie nicht für Proviantzüge halte. Ein paar Frauen nehmen mit uns in einem der Wagen Platz: es sind Frauen von Reims, die, nach kurzer Abwesenheit, von Heimweh ergriffen, wieder zurückkehren. Sie zeigen uns auf den Feldern von den Geschossen gerissene Löcher und erzählen uns Szenen von der Beschießung. In der Vorstadt müssen wir noch einmal unsere Kavaziere vorbeiziehen. Dann fährt der Wagen langsam dahin. In den Straßen herrscht ein ziemlich lebhafter Verkehr; aber je weiter wir ins Innere der Stadt vordringen, desto zahlreicher werden die Zeichen der Verwüstung. An fast allen Häusern sind die Wände von Schrapnellstücken durchlöchert; die eiserne Balken vor den Geschäften sind durchbohrt wie Schaumlöffel. Viele Häuseroberflächen sind vollständig zertrümmert, so daß man in die Zimmer hineinblicken kann und die mit Leinwand überdeckten zerbrochenen Möbel sieht. Der Straßenverkehr wird jetzt immer schwächer. Einige leere Straßen mit den Ruinen der verletzten Häuser erinnern an die toten Städte Italiens. Diesen Eindruck gewinnt man besonders in den vornehmen Stadtteilen, wo die großen, vom Feuer geschwärzten Balken stehen.

Die Erzählung des Mobilgardisten.

1) Von Friedrich Raßel.*)

Eines Abends spät führte ein Lazarettträger einen kleinen Franzosen in den Krankenjaal, er hielt ihn an einem Zispel des Kermels, wie um anzudeuten, daß der Mann ein Gefangener sei. Er war in der Tat mit einem Gefangenen-Liansport von Le Mans gekommen. Als ihm ein Zeichen gegeben wurde, daß er sich auf das letzte Bett neben der Tür niederlegen solle, das gewöhnlich wegen der Zugluft unbesetzt blieb, wankte er dahin, offenbar schwer fußkrank; er mochte vom Frost gelitten haben, und seine Füße waren durch Umwickelung mit Schaffel in unförmliche Klumpen verwandelt. Raum nach einer Minute steckte er unter der Decke; heftiges Schütteln, wie es den vom Frost erstarrten und übermüdeten befaßt, wenn er in Wärme und Ruhe kommt, warf den Armen auf und nieder. Als man ihm warmes Getränk anbot, machte er ein Zeichen, daß er ruhen, nur ruhen wollte, und schien mit der Zeit einzuschlafen. Am anderen Morgen war er mit unter den Ersten munter, bat um Leinwand und wusch und wickelte seine Füße, die eine einzige Wunde waren. Obgleich ihm das Gehen schwer fiel, suchte er sich nützlich zu machen, trug Holz zum Ofen, beobachtete unsichtig das Kochen des Wassers und legte sich erst zu Bett, als ihn der Lazarettträger wieder am Kermel dahin führte. Der Lazarettträger, der nie Pulver gerochen hatte, war sehr beflissen, dem Franzosen zu zeigen, daß er Gefangener sei.

Der Arzt konstatierte, daß der Arme außer erfrorenen Beinen, die vielleicht noch zu retten seien, an einer merkwürdigen Art von Ausschlag leide, der von den Knöcheln am Schienbein hinaufsteigt; das Uebel war nicht ganz selten, sollte angeblich nervöser Natur sein und wurde von einigen, die davon gehört hatten, als ein Rüd- und Ausschlag ausgedehnter Angst bezeichnet. Dem neuen Patienten wurde die zerlumpte und schmutzige Mischung von Mobiluniformen und Zivilkleidern, in der er angekommen war, weggenommen und durch einen blaue gestreiften baumwollenen Lazarettanzug

erleicht, in den er mit Behagen hineinschlüpfte. Diese Leute, die bei Vendome und Le Mans gekämpft hatten, waren oft wochenlang nicht aus den Kleidern und Schuhen gekommen; die Schuhe legten sie tatsächlich manchmal nicht ab, bis sie ihnen in Fetzen von den Füßen fielen. Das geschah aber leider recht oft, denn das im Lager von Conlie gebildete sechzehnte Korps war ja noch mehr als andere das Opfer betrügerischer Lieferanten geworden, die es mit niederen Schuhen mit Pappdeckelsohlen und mit dünnen Wänteln aus sogenannten Schoddytuch ausstatteten, das, wie sich einer der Mobilots ausdrückte, Böder bekam, wenn die Sonne darauf schien, und sich wie ein Schwamm mit Wasser füllte, wenn es regnete. Abgesehen davon, haben sich die angeblich so profizienten Franzosen klar gemacht, daß das systematische Vivakieren, das abhärtend wirken sollte, der Reinlichkeit des Körpers, der Kleider und der Waffen höchst unzutraglich ist? Wer die Gefangenen von Le Mans oder von Pontarlier gesehen hat, weiß, daß der Schmutz, an den sie sich gewöhnt hatten, eine der Ursachen ihrer Niederlagen geworden war, denn er überzog alles, sogar das Gewehr, begünstigte alle möglichen Krankheiten und drückte ihre Selbsthaltung auf den Nullpunkt hinab.

Unser kleiner Franzose, der sich nach dem Verlust einer Zehe, die fast von selbst vom Fuße fiel, rasch erholte, durfte nun umhergehen. Da sah man so recht, wie glücklich er war, dem Kriege entronnen zu sein. Man brauchte nicht eben Physiognomiker zu sein, um ihm an Gesicht abzulesen, daß er keine Faser von Soldatennatur in sich hatte. Ein Kopf, so rund wie eine Kegelfugel, glatt geschoren, ein Gesicht, das dazu bestimmt zu sein schien, unter günstigen Verhältnissen ebenso rund zu werden, rüdlische Lippen, weit offene Augen mit herabsinkenden oberen Augenlidern — kurz ein Kopf, den die Natur in einer heiteren Laune aus lauter Kugel- und Kreisabschnitten zusammengekehrt zu haben schien. Und nichts im übrigen Bau des Körpers widersprach der Auffassung, daß der ganze Mensch, unter der Herrschaft eines Kugel- und Kreisstils ins Leben gerufen, bestimmt sei, auf der ebenen Bahn des von Urabnen ererbten Berufs durchs Dasein zu wanken. Und dieser leichten Bewegung lagen keine Hemmnisse auf Seiten des Charakters im Wege; er hatte sich eine ungewein freundliche Manier in Fragen und Antworten, Bescheidenheit und Zuverlässigkeit im Tun jeder Art angeeignet, die seiner natürlichen Gütmütigkeit wohl zu Gesicht stand. Unsere Leute hielten ihn deshalb wegen zuerst für dumm, aber seine Anstelligkeit belehrte sie bald eines Besseren. Des Morgens und des Abends las er in einem zerlesenen Gebetbüchlein kurze Gebete, und die barmherzige Schwester empfahl ihn uns als „guten, frommen Jungen“.

Seine Soldatenlaufbahn erzählte er mir in den Stunden, die wir zusammen vor dem Ofen des Krankenjaales saßen, etwa folgendermaßen: Ihr seid Soldat, und in eurer Mitte bin auch ich Soldat, weil ihr mich als solchen gelten laßt. In Wirklichkeit bin ich nichts weniger als das, war auch nicht Soldat, als man mich in Reih und Glied stellte. Ich wurde es eigentlich erst in dem Augenblick, wo wir uns in La Tuilerie verteidigt und verschossen hatten und später dann von euren Leuten gefangen genommen wurden. Da fühlte ich etwas von Liebe zur Waffe in mir, just da, wo sie mir genommen wurde. Im Grunde bin ich nur ein simpler Landmann und wäre es auch geblieben, wenn man mich nicht gezwungen hätte, in den Krieg zu ziehen. Ich bin wahrhaftig nicht von selbst gegangen. Eines Tages holte mich der Maire, der nicht mein Freund ist, aus meinem Schafstall — ich bin nämlich mit Leidenschaft Jäger — und sagte zu mir: Bring deine Sachen in Ordnung, in drei Tagen mußt du dich in Rennes stellen, du kommst zur Mobilgarde. — Ich war wie vom Donner gerührt. Ich soll Mobilgardist werden? Maire, du scherzest, das ist ja unmöglich, es ist lächerlich. — Nicht im geringsten. Du weißt doch, daß alle gerufen werden, die die Hände tragen können? — Ja, ich habe so etwas gehört. Aber ein Soldat muß Mut haben, Maire, und ich habe nicht eine Spur davon. Ich sage das dir und werde es jedem sagen, der es hören will: beim ersten Schuß werfe ich mein Gewehr weg und laufe, was ich kann. Ich bin aus einer ganz un militärischen Familie, mein Vater und mein Großvater waren Hammeljäger, wie ich es bin; macht das nicht zum Kriegsdienst untauglich? — Mein lieber Nachbar, reden hilft hier nichts. Wir wissen genau, daß du weder dein Gewehr wegwerfen noch weglassen wirst. — Ich schweige von den drei Tagen vor dem Abmarsch. Drei Tage darauf gingen wir nach Rennes, zehn meiner Nachbarn, die dasselbe Los getroffen hatte, nahmen denselben Weg, einige von Weibern, Kindern und Verwandten begleitet; es war eine traurige Karawane; kein einziger ging gern. An der großen StraÙe angekommen, sagten die Männer: Es taugt nichts, daß wir mit Weib und Kind in Rennes eingehen, senden wir sie zurück, sie müssen lernen ohne uns auszukommen, wer weiß, wer von uns zurückkehrt? — Da wir nun allein waren, hob sich die Stimmung, wir teilten einander aus der Feldtasche mit, und einige begannen zu rauchen, andere zu singen. Einer sagte: Mir ahnt so etwas, als ob wir bald zurückkehren. Uns fällt es so schwer, nach Rennes zu gehen, und das sind doch nur 25 Kilometer, um bedenke, die Prussien sind hundertmal so weit hergekommen und sollten nicht die erste Gelegenheit ergreifen, nach Haus zurückzukehren? — Wir hörten das gern, glaubten es aber nicht

* Der Reifer der Reiseschilderung und Völkerverständnis hat als der scharfe Beobachter und gute Erzähler, der er war, Erlebnisse aus dem letzten Kriege mit Frankreich in den „Grenzboten“ dargestellt. Sie sind neben allerlei anderen dort veröffentlichten Aufsätzen nach seinem Tode in dem Bande „Glückseligkeit und Träume“ (Verlag von Georg Reimer, Berlin) gesammelt worden. Die Erzählung des Mobilgardisten bildet einen Teil der Lazarett-Erinnerungen.

